



Illustrierte Kinder = Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 6.

22. Jahrgang.

1920.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Des letzten Waldmännchens Tod.

Märchen von Johanna Weiskirch.

Ein längst vergangener, beinahe schon uralten Zeiten war das Geschlecht der Waldmännchen ein sehr großes. Überall, wo es Wälder gab, waren auch die kleinen putzigen Männchen mit den freundlichen Gesichtern und langen Bärten zu finden. Sie waren die guten Schutz- und Schirmgeister aller Tiere und Pflanzen der Wälder, von deren Früchten sie sich ernährten. Als im Laufe der Jahrhunderte immer mehr und mehr Menschen die Erde bevölkerten und Platz zu Städten und Dörfern und anderen Niederlassungen haben mußten, wurden der großen, stillen Wälder mit den ehrwürdigen Baumriesen immer weniger. Sie wurden abgehauen, und mit ihrem Holze wurden da, wo sie gestanden hatten, Häuser gebaut. Und da, wo man die Wälder wirklich stehen ließ, war es mit ihrer früheren Stille, mit ihrem heiligen Frieden vorbei. So zogen die Menschen in hellen Scharen singend und lachend hindurch, zertraten achlos die kleinen, süßen Waldblumen und das zarte, schwellende Moos, oder sie rissen Zweige und Blumen mutwillig ab, um sie entweder auf ihren Hüten oder am Wege sterben zu lassen. Auch bauten sie Wirtschaftshäuser mitten in die schönsten Wälder hinein, und wo früher die blauen Veilchen geduftet und schlank Rehe geäugt hatten, roch es nach Wein und Bier, nach Kaffee und Tabak. Auf den stillen, geheimnisvollen Waldseen mit den träumerischen Wasserrosen schwammen Kähne mit lärmenden Menschen, die die weißen Märchenblumen mit erbarmungslosen Händen zerpflückten.

Da wurden die armen Waldmännchen hart bedrängt. Die allermeisten starben vor Kummer und Sehnsucht nach dem verlorenen Frieden ihrer Heimat. Immer weniger wurden ihrer, und zuletzt lebte nur noch ein einziges von dem ganzen, früher so großen Geschlecht.

Dieses allerletzte der Waldmännchen hatte sich in einen kleinen, aber noch unberührten Wald geflüchtet, der einem Sonderling unter den Menschen gehörte. Man hatte ihm schon die besten Worte gegeben und ihm viele Tausende für seinen Wald geboten, aber er gab ihn nicht her. Das ganze Gebiet hatte er mit einem hohen Bretterzaun umgeben, und dahinter durfte leben, wachsen und gedeihen, was da wollte. Kein Förster oder Waldhüter, geschweige denn ein anderer Mensch betrat jemals den einem Urwald gleichenden Forst. Um die prächtigen alten Bäume, in deren Ästen und Zweigen die Vögel nach Herzenslust bauen, nisten und singen konnten, wandten sich hinauf bis in die Kronen üppige Schlingpflanzen. Von außen sah der Wald aus, als sei er ganz und gar undurchdringlich verwachsen. Dem war aber nicht so. Da gab es ungefähr in der Mitte einen kleinen, rechten, echten Märchensee, den von außen keines Menschen Auge

erschähen konnte, in dem das Wild badete und seinen Durst löschte.

Dorthin hatte sich das letzte Waldmännchen zurückgezogen und führte ein friedliches, stilles Einsiedlerleben. Neben einem kleinen Hügel, aus dem ein silberheller Quell murmelnd hervorkam, hatte es sich eine kleine Hütte mit einer traumhaften Altane gebaut, über die eine mächtige Buche schützend und schattend ihre Äste breitete. Neben der Hütte hatte es noch einen geräumigen Schöber errichtet, in den es das im Sommer gesammelte trockene Gras unterbrachte, um im Winter die Tiere des Waldes damit zu füttern. Auch für seinen Winterbedarf sorgte das Waldmännchen im Sommer. Es sammelte eifrig Holz ein, trocknete Beeren und suchte die Vogeleier zusammen, deren es viele gab, da der See von wilden Enten und anderen Wasservögeln belebt war. Mehr brauchte das kleine und sehr bescheidene Waldmännchen zu seinem Lebensunterhalt nicht.

Mit den Tieren des Waldes unterhielt es eine rührende Freundschaft. Sie alle hatten das kleine Männchen lieb, das ihre Sprache verstand und mit jedem einzelnen nach seiner Art verkehrte. Das kleinere, mehr des Schutzes bedürftige Gekrönte hatte sich meist dicht um Waldmännchens Hütte, einige sogar darin angebaut. Unter ihrem Dache nisteten die verschiedensten Vögel friedlich nebeneinander in den Kästen und Nestern, die ihnen Waldmännchen mit liebevoller Sorgfalt gebaut und warm und weich ausgepolstert hatte. Hasen und Kaninchen, Eichhörnchen und Meerschweinchen hatten ihre Wohnung unter und auf der Altane, und an der ganzen Rückwand des Schöbers klebten große Bienenkörbe, die Waldmännchen mit köstlichem Honig und Wachs versahen. Ein Rabe und ein von ihm sehr geliebter Kater waren beständig um es und gingen, wenn es im Wald beschäftigt war, auf Schritt und Tritt mit ihm. Auf der Schwelle der Hütte lag als getreuer Wächter ein Dachs. Hirsche, Rehe und größere Waldtiere wohnten tiefer im Dickicht, aber Waldmännchen brauchte nur in die Hände zu klatschen, dann kamen sie herbei. Wenn es im Sommer auf der Altane oder den zur Hütte emporführenden Stufen saß und auf einer kleinen Holzpfeife pff, kamen die Rehe mit ihren jungen Kitzlein herbei und ließen sich von ihm liebkosen. Oder wenn Waldmännchen in die Hände klatschte, kamen die Hirsche aus dem Dickicht, legten sich zutraulich zu seinen Füßen nieder und sahen mit flugen, verständigen Augen zu ihm auf, wenn es mit ihnen in ihrer Sprache redete. Da der Winter in Waldmännchens Bereich niemals sehr streng wurde und das von Baum zu Baum spinnende feste Gerank den Schnee so auffing, daß er wie eine Decke darauf liegen blieb, froren und hungerten die Tiere nicht. Unter

der warmen Schneedecke sproßten sogar mitten im Winter junge, frische Kräuter, und im schlimmsten Falle hatte ja das gute Waldmännchen für reichliches Futter vorgesorgt.

Einmal war Waldmännchen krank und konnte tagelang sein Lager aus getrocknetem Laub und feinem Moos nicht verlassen. Da die Tiere des Waldes es weder sahen, noch sein Pfeifchen oder Händelklatschen vernahmen, kamen sie nacheinander alle herbei, um zu sehen, was das zu bedenten habe. Der größte Hirsch versuchte durch das hochgelegene Fenster der Hütte zu schauen, da ihn aber sein Geweih daran hinderte, stieg er die Treppe der Hütte hinauf und stieß die Türe ein. Ihm nach folgten die anderen Tiere, so daß die ganze Kammer voll war. Da lag nun Waldmännchen und grämte sich, weil es nicht aufstehen konnte. Ihm zu Häupten und zu Füßen saßen der Kater und der Rabe und machten traurige Gesichter. Eine kleine Häsin, die dachte, dem armen Waldmännchen könnte eine kleine Aufmunterung am Ende sehr zuträglich sein, sprang mit einem kühnen Satz auf seine Bettdecke und machte so lange ihre tollen Sprünge und sonstigen Kapriolen vor ihm hin und her, daß das Waldmännchen herzlich lachen mußte. Und dabei tat es auf einmal einen Knaß in Waldmännchens schmerzender Seite und es konnte wieder aufstehen.

Nun lebten sie wieder alle zusammen im Frieden ihres Waldes glücklich und ohne Sorgen. Und so wäre es wohl bis in alle Ewigkeit geblieben, wenn nicht auf einmal der Besitzer des Waldes, der alte Sonderling, gestorben wäre. Da er keine Leibes- und sonstige Erben hinterließ und sich auch keine Bestimmungen über sein Hab und Gut vorfanden, fiel der Wald mit allem anderen, was ihm gehört hatte, der Gemeinde zu.

Eines Tages erschien der Bürgermeister mit einigen Männern am Eingang von Waldmännchens Bereich und ließ, um eindringen zu können, einen schmalen Weg in die Wilsonis bahnen. Trohden sie nur wenig vordrangen, vernahm das arme Waldmännchen doch, was mit dem Walde geschehen sollte: ein großer Teil der schönsten, ältesten Bäume sollte gefällt, als Nuß- und Brennholz verkauft und der übrige Waldbestand von allem Unterholz, den Schlingpflanzen und Beerensträuchern befreit werden.

Der Kummer darüber nagte bei Tag und bei Nacht an des armen Waldmännchens Herzen. Es verfiel zusehends, wurde schwächer und schwächer und eines Tages legte es sich auf seine weiche Lagerstatt, um nicht mehr davon aufzustehen.

Wieder stieg der Hirsch, von allen Tieren des Waldes gefolgt, die Türe zu Waldmännchens Kammer auf, und wieder machte die lustige Häsin, die sich zu ihrer Unterstützung diesmal noch zwei Eichhörnchen mitgebracht hatte, ihre tollen Kapriolen vor Waldmännchen, aber es konnte nicht mehr lachen. Nur ein ganz kleines, wehmütiges Lächeln huschte um seine bleichen, stummen Lippen, und nach wenigen Tagen schloß Waldmännchen die guten treuen Augen für immer. Da hub ein großes Trauern und Klagen unter den Tieren des Waldes an, das drei Tage anhielt. Dann zogen sie alle mit Ästen und Zweigen, mit Moos, Blumen und Gräsern zur Hütte und deckten Waldmännchens Leiche so hoch und fest damit zu, daß es kein Mensch darunter vermuten konnte. Der Rabe aber hatte am Seeufer ein junges Weidenpflänzchen mit samt der Wurzel ausgezogen und es mitten in den grünen Berg über Waldmännchens Leiche gesteckt, und gerade da, wo das Herz war.

Dann verzogen sich die Tiere allmählich hier hin und dort hin, nur der Kater und der Rabe, diese beiden treuesten Genossen von Waldmännchens Einsamkeit, blieben nach wie vor in der Hütte und pflegten sein Andenken.

Unterdessen vergingen einige Jahre, ohne daß die Holzfäller und Waldarbeiter bis an den See vorgedrungen wären. Der Kater war inzwischen an Heimweh nach dem Waldmännchen gestorben, aber der Rabe lebte immer noch und sah zu seiner großen Freude, wie aus dem

kleinen Weidenpflänzchen über Waldmännchens Herz ein knorriger Weidenstamm geworden war, der in der Abenddämmerung, wenn die Schatten um die langsam verfallende Hütte spannen, eine gewisse Ähnlichkeit mit Waldmännchens gebückter Gestalt annahm. Dann setzte sich der Rabe auf den Stamm und blieb dort stundenlang regungslos sitzen, an die schönen Tage denkend, da Waldmännchen gelebt hatte. Aber eines Tages starb auch er an Sehnsucht und Alter. Das war an dem Tage, da die Waldarbeiter die Hütte entdeckten, ohne zu wissen, wer dort gelebt hatte und wer dort gestorben war und begraben lag. Die Weide ließen sie ihrer absonderlichen Gestalt halber stehen, machten einen Platz um sie herum vom Gestrüpp frei und zäunten sie ein.

Somit blieb Waldmännchens letzte Ruhestätte unberührt und unzerstört. Viele, viele Menschen sind seitdem durch den Wald gegangen und haben sich die sonderbare Weide angesehen, aber nur den Menschen mit Dichtherzen und Dichteraugen wird vom Waldgeist flüsternd und geheimnisvoll kundgetan, wer unter ihr schlummert.



Frauenhaare.

Von A. W. J. Kahle.

Schon von jeher ist Frauenhaar wertvoll gewesen. Das Haar ist beinahe unzerstörbar, ein Umstand, der unter anderen durch so viele der ägyptischen Mumien in den europäischen Museen bewiesen wird, bei denen, trotz ihres zwei- bis dreitausendjährigen Alters, die Haare weder an Stärke noch an Farbe verloren haben. „Kirchhofshaar“, dessen Herkunft recht dunkel ist, wurde in London und Paris von inländischen wie auswärtigen Händlern in Friedenszeiten zu Markte gebracht. Im allgemeinen gibt es nicht viel weibliche Personen, die ohne drückende Not ihren Haarschmuck verkaufen. Zu Beginn des Krieges haben verschiedene Frauen und Mädchen auf dem Altar des Vaterlandes ihre wertvollen Haare geopfert; hier und da bringen Eitelkeit und Gewinnssucht manches schöne Frauenhaar unter die Schere der noch vielfach auf dem Lande herumziehenden und mit goldschimmernden Schmuckstücken oder barem Geld lockenden Händler; doch die größere Menge von schönen, langen Flechten stammt zweifellos von den Köpfen der weiblichen Sträflinge. Bisher war es in England der Fall, wo das Abschneiden der Haare angeblich aus Reinlichkeitsrücksichten zu den Ordnungen der weiblichen Strafkraft gehört und um so unbedenklicher geübt wurde, als daraus den Gefängnisaufsichtern ein nicht unerheblicher Ertrag erwuchs. Auch gewisse Krankheiten, besonders Nerventrankeheiten halfen den Haarmarkt versorgen. Deutschland deckte nicht allein den größten Teil des eigenen Bedarfs, sondern trug auch noch vor dem Krieg in beträchtlichem Maß zur Deckung des Pariser und Londoner Marktes bei, und zwar sind es vorzugsweise die sächsischen und thüringischen Lände, überhaupt mittel- und norddeutsche Gegenden, die die größten Massen liefern. Den erklärenden Grund für diese Erscheinung gibt die dort allgemein übliche Kopftracht der Frauen und Mädchen aus den unteren Ständen. Das meistens schwarze, mit langen Bändern und buntverzierter Kappe geschmückte Kopftuch bedeckt fast die ganze Mitte des Kopfes und läßt von den Haaren nur schmale, glattgestrichene Streifen sehen.

Der Preis des Haares ist von Jahr zu Jahr gestiegen; freilich hängt er wesentlich mit von der Zubereitung des rohen Haares ab, und die geht in folgender Art ungefähr vor sich. Zunächst wird es, um es von den feinen öligen Beimischungen zu reinigen, mit feinem Sand abgerieben, wodurch es alle daran haftenden Fetteile verliert. Dann kammmt man es mit eisernen Kämmen, durch deren glührote Zähne es die Arbeiter und Arbeiterinnen mit großer Geschwindigkeit ziehen; durch diesen Prozeß wird es äußerst saft und weich. Hierauf werden die

Haare ihrer Länge nach sortiert und mit einem anderen von übereinstimmender Länge und Farbe zu neuen „Krepps“ zusammengebunden. Zuweilen ist ein solches Krepp das Produkt von einem Duzend weiblicher Köpfe.

Der Haarhändler hat zwei verschiedene Arten von Abnehmern zu versorgen, diejenigen, die das schlichte, ungelockte Haar zu Flechten gebrauchen, und dann die Perückenmacher, die das lockige Haar zu Perücken, Couplets und all den unzähligen Haarfänselchen verwenden, die die veränderliche Kaune der Göttin Mode unseren Schönen diktiert. Das Köden des Haares geschieht, indem man es um dünne hölzerne Zylinder wickelt und es so längere Zeit in kochendem Wasser liegen läßt. Der Wert des Haares hängt wesentlich von der Behandlung, die es erfährt, ab, und von dem Stadium der Vervollkommenung, in dem es sich befindet. Der ursprüngliche Besitzer bekommt verhältnismäßig wenig für echte Haare, und der Preis wächst ungemein je nach der Qualität. Die in Farbe, Feinheit und Länge selteneren Sorten sind so wertvoll, daß sie ungeheure Preise erzielen. Je länger das Haar bei sonst gleicher Beschaffenheit, desto mehr Wert hat es. Die stärkste Nachfrage ist durchschnittlich nach braunem Haar, aber die kostbarsten und teuersten Farben sind blond und weiß; blondes Haar in goldschimmernder Nuance wird immer die herrschende Mode bleiben. Da indessen nur wenige Damen gerade dieses schillernde Rotgold besitzen, das sich mit jeder Wendung des Kopfes ändert, kurz diejenige Farbe, die das Ideal der Römerinnen war und noch immer bei unsern Dichtern und Romanschreibern sehr beliebt ist, so pflegen viele Besitzerinnen jenes Haares dasselbe bis zu dem erforderlichen helleren Ton abzubleichen und ihre Flechten alsdann mit den goldenen Fäden des idealen Haares zu mischen. Dieses Goldhaar hat natürlich eine sehr hohe Preisstufe erreicht. In dem Wettlauf der Eitelkeit werden Jugend und Schönheit von dem Greisenalter ausgeschlossen. Das weiße Haar unterliegt einem so starken Begehrt, daß die Häupter der Menschen nicht mehr zur Deckung ausreichen und Ziegen dazu in Anspruch genommen werden müssen. Unter kunstreichen Händen verwandelt sich das kostbare Material in Verkaufsobjekte von fabelhaftem Wert. Auch auf deutschen Märkten macht sich die Teuerung des Artikels recht fühlbar; denn gerade in dieser ersten Gegenwartzeit bleiben weiße Frauenhaare sehr begehrte Ware. In ärztlichen Kreisen bedient man sich bei den vielen Operationen namentlich schwererer Natur zum Vernähen der Wunden Frauenhaare, die natürlich sterilisiert und fertiggemacht außerordentliche Dienste im Felde geleistet haben.



Merkwürdiges aus dem Raupenleben.

Das Leben der Raupen ist, wie übrigens das fast aller Insekten, durch eine ziemlich große Anzahl merkwürdiger Eigenheiten und Sitten ausgezeichnet. Im allgemeinen sind die Raupen sowohl wegen ihres wenig sympathischen Aussehens wie wegen ihrer vielfach schädlichen Wirkung nicht gerade beliebt, man nennt sie häßlich und giftig; das letztere stimmt aber nur in sehr beschränktem Maße, denn von den 20 000 Raupenarten, die wir kennen, ist die überwiegende Mehrzahl den Angriffen der zahlreichen Feinde ziemlich wehrlos ausgeliefert. In Ermangelung regelrechter Waffen bedienen sich aber die Raupen, wie einer Plauderei von der Vergnügen im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift über Land und Meer zu entnehmen ist, verschiedener Kriegslisten. So sucht z. B. der auf Weiden und Pappeln lebende Gabelschwanz den Angreifer dadurch zu erschrecken, daß er sozusagen sein zorniges Haupt erhebt und aus den gleichfalls erhobenen Gabeln des Hinterleibes rote Fäden züngeln läßt. Wenn auch dies noch nicht wirkt, so spritzt er aus einer Drüse unterhalb des Mundes einen Saft, dessen Salizylgeruch den Feind verjagen soll. Eine Maskerade, die wehrhafte Grimmiigkeit vortäuschen soll, unternimmt die Raupe des Weinschwärmers, indem sie ihre vorderen Leiberringe so einrichtet, daß sich die schwarzen Seitenflecke wie die Augen eines Schlangenkopfes drehen. Zu derartigen Scheinwaffen gehören auch die

langen, an Käferbeine gemahnenden Brustfüße, die der Buchenspanner wie in komischem Entsetzen vorstreckt. Häufiger als derartige Scheinwaffen ist aber die Anpassung durch Farbe, Zeichnung und selbst Gestalt an die Umgebung. Rote oder blaue Flecke auf dem Raupenkörper können sogar die Beeren des betreffenden Futterstrauchs vortäuschen. Sehr viele Raupen sind grün wie die Blätter, auf denen sie leben, andere wiederum haben die Farbe des Bodens. Besonders günstig haben es in dieser Beziehung die Spannerraupen, die in der Ruhe steif und starr wie kleine Ästchen von den Zweigen absehen. Aber auch die auffallende rote, grüne und schwarze Färbung, die z. B. die Raupe des Schwalbenschwanzes auszeichnet, kann zum Schutze dienen. An diesen grellen Farben erkennen nämlich die Vögel die Raupen, die übelstschmeckende Bissen darstellen und darum unbehellig gelassen werden. Der sog. Harzwidder aber überwintert in einem regelrechten Panzerturm; im Frühling dringt er nämlich unter den Knospenquirl der Kiefer in die jungen Triebe ein, wodurch Harz ausfließt, das rasch zu einer fast nußgroßen Beule erhärtet. Wenig bekannt in Laientreisen ist, daß es Raupen gibt, die sich ihr Leben lang im Wasser tummeln. Dies trifft aber auch bei verschiedenen südamerikanischen Raupen zu, die hervorragende Künstler im Schwimmen und Tauchen sind. Dabei kommt ihnen besonders ihr dichtes Haarkleid zustatten, das sie nicht nur vor der Nässe schützt, sondern auch in den vielfach verdickten Haaren Atemluft in die Tiefe mitnimmt. Eine große Merkwürdigkeit ist auch das Leben der Bläulingsraupen in Ameisenbauten, da ja bekanntlich im allgemeinen die Ameisen die Raupen vernichten, wo immer sie ihnen begegnen. Die Bläulingsraupen aber werden sozusagen in der Höhle des Feindes völlig unbehellig gelassen, weil sie aus den Drüsen ihres Nackens einen süßen Saft als Lohn für die Gastfreundschaft spenden. Daß Raupen in der Zeit des römischen Verfalls häufig als Leckerbissen auf den Tisch gebracht wurden, ist bekannt. Aber auch heute noch gehört in China eine buntfarbige Raupensuppe zu den erlesensten Gerichten eines Festmahls. Einige Raupen finden aber auch an ihresgleichen Gesinnung, sie heißen nicht mit Unrecht „Mordraupen“ und rekrutieren sich vor allem aus dem Geschlecht der Eulenraupen. Eine andere Merkwürdigkeit ist eine kleine afrikanische Raupe, die sich mit Vorliebe im Gehörn der Antilopen aufhält, um sich hier genau so zu ernähren wie unsere Schaben in Kleidertoffen und Pelzen. Eigenartig ist auch die ungeheure Vermehrungsfähigkeit gewisser Raupenarten, z. B. der Weißlinge, die bereits mehr als einmal sogar Schnellzüge zum Stehen gebracht haben. Unter den Feinden der Raupen ist am gefährlichsten die Schlupfwespe, die ihre Eier mit ihrem Legebohrer in den Raupenkörper versenkt, worauf die Larven sich von der Raupe mästen und, ausgeschlüpfend, aus deren Körper hervorbrechen. Unter den epidemischen Krankheiten endlich, von denen die Raupen heimgesucht werden, ist an erster Stelle die sog. Fleckkrankheit zu nennen. Leider verschont sie auch nicht die nützlichen Seiden Spinner, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1867 hat sie in Südfrankreich einen Schaden von mehr als 1 1/2 Milliarden Franken verursacht.



Aufgabe.



Welches Sprichwort wird durch obenstehendes Bildchen illustriert?

PD

Unser Einjähriger.

Einjähriger Rolf zur Stelle
Mit Schneid von spät bis früh;
Wie avanciert er schnelle,
Der liebe kleine Schelm!

Ja, kommandieren tat er
Mit Schneid von spät bis früh;
Die Mutter und der Vater
Sind seine Kompanie.

Ja glaub', er bringt's noch weiter:
Er ist ein heller Kopf;
Er wird wohl noch Gefreiter —
Bereit liegt schon der Knopf.

Burra! Es gratuliert
Die ganze Kompanie,
Die gerne ausmarschieret,
Selbst nachts schon in der Früh'.

Die ganze Kompanie
Ist stets im Nu bereit
Mit eia und popcia,
Wenn er so schneidig schreit.

Großmutter auch und Tanten,
Sie stimmen laut mit ein:
So flott wir keinen fanden;
So sollst du immer sein!

Hulbolf Dieb

Der Krieg der Bienen.

Bei Besprechung der kriegerischen Eigenschaften unserer Insekten, die oft über Kampffähigkeiten im „allermoderneften“ Sinne verfügen, wird merkwürdigerweise fast niemals der Bienen gedacht, die man ganz ungerechtfertigt als friedliebende Insektenvölker zu bezeichnen pflegt. In welch hohem Maße die Bienen aber über die raffinierteste Kriegstechnik verfügen, wird in der Revue hebdomadaire von G. Bonnier geschildert. Neben ihrem Fleiß und ihrem opferwilligen Sinn für die Förderungen des Staatswesens haben die Bienen auch ein reichliches Maß von grausamsten Egoismus. Sie kennen weder Mitleid noch Liebe, ihr Dasein ist lediglich nach dem Bedürfnis einer streng wissenschaftlichen Zweckorganisation geregelt, und hilfreich zeigen sie sich nur, wenn es das Wohl ihres Staatswesens gilt. Wie bei den Menschen, so werden auch bei den Bienen die Kriege am häufigsten durch Eroberungs- oder Beutezüge, durch Missetaten, Überdölkerung usw. entfesselt. Meist geht die Kriegserklärung von dem stärkeren Volk aus, und als Eroberungsziel wird der Honigvorrat des zu besiegenden Feindes betrachtet. Die Bienenkriegsführung ist so unerbittlich, daß der Kampf oft auch nach der gelungenen wirtschaftlichen Vernichtung des Gegners fortzudauern pflegt. Innerhalb der großen Kampfhandlungen gibt es regelrechte Fechtduelle, wobei die Kämpfer sich mit Kiefern und Krallen umfassen und nun ihre Stacheln wirken lassen. Im allgemeinen ist aber die Kriegsführung der Bienen systematisch geordnet, man unterscheidet auch bei ihnen Stellungs- und Festungskrieg. Am häufigsten fechten sie die Schlachten in den Körben aus, in denen die gutorganisierte Garnison auch einem in der Überzahl befindlichen Feinde zu widerstehen vermag. Die Bienen haben auch regelrechte Reservetruppen, die ruhig den Streitkräften während des Kampfes zusehen, um ihren Truppenlagern erst im Falle der Not nach genau erwogenen strategischen Prinzipien zu Hilfe zu kommen. Die Truppenlager selbst sind immer mit sehr praktischen Verteidigungswerken aus-

gerüstet, sie haben Wälle, die von Pionieren mit einem Leim zementiert sind, der aus Birken, Weiden, Pappeln und Erlen eingesammelt wird. Wenn trotz allen Widerstandes die Coreingänge dieser Wälle erstickt sind, gehen die Verteidiger zum Schützengrabenkrieg über, denn jeder einzelne der parallel angeordneten Wachstüchen stellt einen besetzten Graben dar. Genaue Bienenkenner werden oft beobachtet haben, daß es in den Bienenstaaten auch Schildwachen gibt, die fremde Elemente, welche der Spionage verdächtig sein könnten, schnell fortjagen oder auch töten. Wenn es jedoch einem Spion gelungen ist, sich Eintritt in den fremden Bienenkorb zu verschaffen und dort einen Raub auszuführen, so sucht er schnell wieder das Weite. Bald darauf macht sich dieselbe oder eine neue fremde Biene wieder auf einen derartigen Streifzug, und nachdem mehrere solcher Expeditionen gelungen sind, geht ohne jeden diplomatischen Notenwechsel, ohne Berücksichtigung der Haager und anderer Bestimmungen das fremde Bienenvolk ganz plötzlich zum energischen Gesamtangriff auf die betreffende Bienenfestung über. Die Kämpfe selbst werden mit äußerster Erbitterung geführt und hören nicht auf, ehe das eine Volk durch Verlust seiner Königin entscheidend geschlagen ist. Mit Eintritt der Nacht wird der Kampf abgebrochen, um am Morgen wieder fortgesetzt zu werden, denn nicht selten dauert ein solcher Krieg eine ganze Reihe von Tagen.

Aus der Geschichte der Kirsche.

Der römische Feldherr Lucullus, dem Plinius die Einführung der Kirsche in Italien zuschreibt, ist ob dieser Tat mehr gepriesen worden als wegen seiner Siege über Mithridates und wegen des reichen Luxus, den er entfaltet. Es war jedenfalls eines Feinschmeckers würdig, daß er die Kirsche, die er im Reiche Pontus kennen lernte, nach Europa brachte und sie dort heimisch machte. Der Kirschbaum war, wie Viktor Hehn sagt, „eine kostbarere und länger dauernde Kriegsbeute als das 6 Fuß hohe goldene Kolossalbild des Mithridates und der gemmenbesetzte Schild, und die vielen goldenen und silbernen Gefäße, mit denen er seinen Triumph zierte.“ Eine völlig neue Entdeckung des Lucullus war die Kirsche freilich nicht. Obwohl wir vor Plinius keine nähere Erwähnung dieser Obstgattung in der römischen Literatur finden, so besaß Italien doch einen einheimischen Verwandten des Kirschbaums, die wilde Süßkirsche, deren Früchte aber in Europa nicht veredelt waren und sich vielleicht auch nicht veredeln ließen. In Kleinasien gab es wohl schon, wie man aus einer Stelle in den Schriften des Diphilus von Siphnos, eines Zeitgenossen des Königs Eysimachus, schließt, veredelte Süßkirschen, und die Kirsche, die Lucullus nach Zerstörung der Kirschenstadt Cerasus von der pontischen Küste nach Rom brachte, wird eine edlere, größere, saftreichere Art der Sauerkirsche gewesen sein. Jedenfalls ist das Geschenk der Kirsche an die europäische Menschheit mit dem Namen des römischen Feldherrn auf immer verknüpft, und beide Hauptarten, die Süß- und die Sauerkirschen, wurden nun, nachdem die Frucht einmal bekannt und beliebt geworden war, aus Asien vielfach bezogen, auf die einheimischen wilden

Bäume gepfropft und in einer Unmenge verschiedener Arten erzeugt. Die allerfrühesten und feinsten Kirschen zierten den Nachsch der Römer, die die Frucht besonders hochhielten. Die Ausnahme-sstellung, die die Kirsche unter allem Obst genießt, wird von ihnen dadurch erklärt, daß sie schon so früh, mitten im Sommer, reifte und in der heißen Zeit ihren erfrischenden Saft spendete; sie ist ja noch heute der erste Kunder der Sommerfreuden, und mit der Kirschenreife beginnt die fruchtbare und glückliche Zeit, in der die Natur aus ihrem füllhorn ihre Gaben bietet. Da die Kirsche aus dem Pontus, einer Gegend mit hartem Winter, stammt, konnte der Baum rasch in den kälteren Gegenden Europas heimisch werden und bis in den Norden hinauf wandern. Plinius berichtet denn auch, daß zu seiner Zeit, also 120 Jahre nach ihrer ersten Einführung in Italien, die Kultur der Kirsche bereits über den Ozean bis nach Britannien sich verbreitet hatte. Kirschen wuchsen an den Ufern des Rheins, und die römischen Feinschmecker mußten sogar eingestehen, daß die Früchte jenseits der Alpen, die aus den Barbarenländern stammten, aromatischer und zarter schmeckten als die in Italien gezogenen. Auch jetzt noch sind die Schweiz und der Oberrhein Kirschenbezirke, in denen der Baum sich besonders wohl fühlt. Der Name der Kirsche, der ursprünglich aus dem Griechischen stammt, ging aus dem Lateinischen unmittelbar in das Deutsche über und ist bereits zur Zeit der Völkerwanderung oder jedenfalls bald nachher bei den Germanen üblich geworden.

Suchbild.

Wo ist der chinesische Hüttenbewohner?



Wenn man die Punkte am Rande in der richtigen Reihenfolge mit einander durch Striche verbindet, dann wird die Figur in Erscheinung treten.

Rätsel.

Nimm einen Vogel, du wirst finden,
Er sieht von vorn aus wie von hinten;
Doch kannst du ihn nicht brauchen ganz,
Du mußt entreißen ihm den Schwanz.
Hängst du dafür ihm an ein Band,
So wird's ein Dichter wohlbekannt.

G. B.